

Alpenpflanzen in der Volksheilkunde.

Von *Ludwig Kroeber.*

Der sichere Instinkt, der die Naturvölker in weit zurückliegenden Zeiten die anregende Wirkung von Kaffee, Tee, Kakao, Kola u. a. entdecken ließ, mag sie wohl, vom Zufall unterstützt, auch bei der Auffindung von Pflanzen mit abführenden, stopfenden, anregenden, beruhigenden, harn- und schweißtreibenden, blutstillenden, appetitanregenden, auswurfördernden, brechenerregenden, wundenheilenden Wirkungen, deren Zahl mit zunehmender Beobachtung und Erfahrung (empirisches Wissen) sich nach und nach vergrößert haben wird, geleitet haben. Von jeglicher Kenntnis der chemischen pflanzlichen Inhaltsstoffe unbeschwert, setzt sich jene ursprüngliche Richtung der Heilkunde in gerader Linie noch bis in die heutige Volksheilkunde fort, während die wissenschaftliche Medizin seit ihrer Begründung durch Paracelsus in den ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts sich die Erforschung der pflanzlichen Inhaltsstoffe und ihres Zusammenhanges mit der Heilwirkung zur Aufgabe gemacht hat. So sehen wir diese beiden Richtungen in der Heilkunde noch heutigen Tages in der Weise nebeneinander gehen, daß der Arzt den restlos analysierbaren künstlich (synthetisch) hergestellten Arzneistoffen den Vorzug gebend, in zunehmendem Grade auf den Gebrauch von Heilpflanzen in unverarbeitetem Zustande Verzicht geleistet hat, während die Volksmedizin an der durch die Vorfahren übernommenen Überlieferung nach wie vor zähe festhält. Sie bedient sich dabei in erster Linie der bodenständigen Pflanzen. Wir werden deshalb bei den Bewohnern der Alpen zum Teile auf solche Pflanzen stoßen, deren Gebrauch in der Niederung unbekannt ist. Wenn im folgenden schlechthin von Alpenpflanzen die Rede ist, so sollen darunter nicht ausschließlich jene verstanden sein, deren Verbreitung nicht unter 1000 Meter herunter geht. Um den Kreis von vornherein nicht zu sehr einzuengen, sollen auch solche Heilpflanzen in die Betrachtung mit aufgenommen werden, die uns bei unserer Gipfelwanderung vom Tale aus begleiten. Wir wollen uns dabei auch nicht mit der trockenen Aufzählung der Heilwirkung auf Grund der Angaben zeitgenössischer Kräuterbücher, die ihr Wissen samt und sonders den klassischen Werken des Mittelalters entnommen haben, begnügen, sondern wollen soweit als möglich den ältesten Quellen nachgehen, aus denen unsere ersten Kenntnisse von dem arzneilichem Gebrauche der betreffenden Pflanzen fließen. Wir werden bei diesen Studien

zumeist auf die fundamentalen Werke des Dioskorides und Plinius stoßen, die beide im ersten nachchristlichen Jahrhundert in Rom lebend, sich die Sammlung der vorchristlichen naturwissenschaftlichen Schriften angelegen sein ließen. Daneben sollen schließlich auch noch Notizen über die Rolle, die die einzelnen Heilpflanzen im Volksglauben und im Volksleben spielen, nach dem von H. Marzell gegebenem Vorbilde, morphologische und biologische Angaben, soweit solche zur Charakteristik sich als notwendig erweisen, Platz finden.

1. Edelweiß, Löwenklau.

Leontopodium alpinum. *Gnaphalium Leontopodium.*

Ungeachtet seines Zwergenwuchses hat sich dieser bevorzugte Liebling unserer Alpenflora, dessen Stern im Deutschen und Österreichischen Alpenverein den Hut von Hunderttausenden begeisterter Bergfreunde schmückt, als ein Weltenwanderer ersten Ranges erwiesen. Welche Spanne Zeit mag er im Tertiär zu seiner Wanderung vom fernen Osten über Indien, Afghanistan, Turkestan, den Balkan, die Karpathen und den Wienerwald in unsere Alpen und darüber hinaus in die Apenninen und die Gebirge Spaniens gebraucht haben? Wie oft möchte ihm dabei die Gefahr des Vertrocknens gedroht haben, wenn er es nicht verstanden hätte, sich dagegen in höchst wirksamer Weise zu wappnen durch die Auflagerung einer Schicht saftloser, luftgefüllter, verwobener Haarzellen in Gestalt eines weißfilzigen Überzuges seiner Stengel und Blätter, die als sternförmige Scheinblumen sich an die eigentlichen unscheinbaren, kleinen, goldgelben Köpfchenblüten drängen, diese damit nach Schröter den honigsuchenden Insekten signalisierend. Auf steinigten Alpenwiesen und Felsen von 1700—2350 Meter in unseren Bergen steigend und auf der spärlichen Erde oft nur handbreiter Gesimse steil



Edelweiß. *Leontopodium alpinum.*

abstürzender Klippen mit allen Listen um sein Leben ringend, wirft das Edelweiß im Tale zugleich mit der Auflockerung seiner Scheinblumen den entbehrlich gewordenen Pelzmantel mehr oder minder ab.

Im schroffen Gegensatze zu der allgemeinen Wertschätzung des Edelweiß, die ungezählte Bergwanderer ihr Leben zu seiner Erlangung hat auf das Spiel setzen lassen, steht seine schnöde Bezeichnung als „Bauchwehblume“ bei den Alpenbewohnern, die es in Milch gekocht mit Honig und Butter gegen Leibschnneiden gebrauchen. Edelweißtee gilt dem Alpenvolke als Mittel gegen die Schwindsucht sowie gegen Durchfall und Ruhr. Mit Edelweißsalbe geht es gegen rheumatische Schmerzen vor. Die von mir vorgenommene chemische Untersuchung förderte die Anwesenheit nicht unerheblicher Mengen von eisengrünenden Gerbstoffen zutage, so daß man dem Edelweiß eine gewisse adstringierende (zusammenziehende) und damit blutstillende und stopfende Wirkung nicht wird absprechen können. Dagegen scheint mir für die Anwendung des Edelweiß als eines angeblich die Milchsekretion fördernden Mittels einzig und allein die „signatura rerum“, diese von Paracelsus zum Systeme erhobene Lehre, „daß Gott ein jedes Ding zu dem gezeichnet habe, wozu es gut sei“, auf Grund der milchweißen Behaarung der Scheinblüten maßgebend zu sein. Es ist erfreulich in Hinsicht auf den so notwendigen Schutz der Zierde unserer Bergriesen, daß die zeitgenössischen Kräuterbücher nichts von ihm zu berichten wissen. Sie folgen damit dem Beispiele der von ihnen kopierten mittelalterlichen Kräuterbücher, die vom Edelweiß lediglich sagen: „Ist ein wildes Gewächs / hat keinen Brauch in der Artzney / jedoch wo man es haben kan / ist es zu brauchen wie die Ruhrkräuter“.

2. Ruhrkraut (*Gnaphalium*) und Katzenpfötchen (*Antennaria*).

Auf trockene Standplätze angewiesen, wissen sich die dem Edelweiß verwandten ruhrkrautartigen Pflanzen (*Gnaphalieae*) als dieses durch die wollige Bekleidung des Stengels und der Blätter vor der Vertrocknung zu schützen. Als echtem Alpenbewohner unter ihnen begegnen wir auf Alpen- und Waldwiesen zwischen 1550 und 2200 Metern dem Norwegischen Katzenpfötchen (*Gnaphalium norvegicum*) mit unterseits dicht-, oberseits dünnfilzigen, lineal-lanzettlichen dreinervigen Blättern und gelblich-weißen Köpfchenblüten in kurzer, gedrungener Traube. Weit häufiger als dieses macht sich vom Fuße der Berge bis 2000 Meter emporsteigend das Gemeine Katzenpfötchen (*Gnaphalium dioicum*, *Antennaria dioica*), das Himmelfahrtsblümchen des Volkes breit, dessen Grundblätter spatelig, stumpf, oberseits kahl, unterseits wie der Stengel weißfilzig sind. Seinen besonderen Reiz erhält das zierliche, zumeist in Massen auftretende Pflänzchen dadurch, daß die Hüllblätter der weiblichen Köpfchenblüten meist rosa, jene der zwittrigen Köpfchen aber weiß sind. Mit der ihm verwandten gelbblühenden Strohlume (*Gna-*

phalium arenarium, Helichrysum arenarium) teilt es die Eigenschaft, daß die Farbe der Blüten beim Trocknen anhält (Immortellen-Unsterbliche). Weniger ansehnlich wie bei diesen sind die gelblich-weißen, geknäuelten Blüten des wollig-filzigen Deutschen Katzenpfötchens, Filzkraut, Faden-, Schimmelkraut (Gnaphalium germanicum, Filago germanica), mit unregelmäßig gabelig verzweigten, mit lanzettlichen Blättern dicht besetzten Stengeln. Die vorgenannten Katzenpfötchenarten (gnaphalon = griechisch=Kraßwolle, Filz; antennaria=antennae = Fühler der Insekten) auf Grund der keulig verdickten Pappushaare der unfruchtbaren (männlichen) Blüten erscheinen in den Kräuterbüchern des Mittelalters unter der Bezeichnung „Ruhrkräuter“ zusammengefaßt. Die dort geschilderten arzneilichen Wirkungen beziehen sich daher auf die ganze Gruppe der heute in verschiedene Unterabteilungen getrennten Katzenpfötchen. Gemeinsam ist ihnen wie dem Edelweiß ein erheblicher Gehalt an zusammenziehenden, blutstillenden und stopfenden Gerbstoffen. Daneben finden sich noch etwas ätherisches Öl und Bitterstoff. Als Textprobe mittelalterlicher Darstellungsweise möge hier ein Auszug aus J. Th. Tabernaemontanus' Kräuterbuch in der Überarbeitung von C. und H. Bauhinus (Basel 1731)



Katzenpfötchen (*Antennaria dioica*).
Ruhrkraut (*Gnaphalium norwegicum*).

Platz finden. „Von der Natur / Krafft und Eigenschafft der Ruhrkräuter. Galenus schreibt / die Ruhrkräuter ziehen zimlich zusammen / sie haben eine Art zu trucknen. Dioskorides und Galenus schreiben / daß die Ruhrkräuter gut seyen zu der rohten Ruhr in saurem Wein gesotten und getruncken / stilltet auch den Weiberfluß. Bei dem Matthiolo lißt man / daß der Safft der Ruhrkräuter gut seye zu dem Halsgeschwär Angina genennet / wann man ihne mit Wein und Milch vermische und sich damit gurgelt. Und Plinius saget noch mehr / nemlich so jemand das Kraut nur kaut / der sey sicher vor jetzgedachten Gebresten.

Von Ruhrkrautwasser schreibt Dodonäus / daß es nützlich gebraucht werde wider den Krebs an den Brüsten / leinine Tüchlin darinn genetzet und übergeschlagen / es ist dies Wasser auch gut den Weibern / so ihre Zeit zu viel fließen / deßgleichen auch wider alle andere Fließ / dieselbige zu stillen.“ Von der Strohblume, Immortelle, *Gnaphalium arenarium*, *Helichrysum arenarium* (*Helios*=griechisch=Sonne, *chrysos*=Gold wegen der Farbe der strahlenden Hüllblättchen, *arena*=lateinisch=Sand), die als gelbe Katzenpfötchenblume (*Flores Stoechados citrinae*) in der Volksheilkunde bei Blutspucken, Rheumatismus, Gicht, Gelbsucht, Blasen- und Nierenleiden, sowie gegen Wassersucht, Haut- und Wurmleiden im Gebrauche steht, weiß H. Ryffius in seiner „Reformierte Deutsche Apotek“ (Straßburg 1573) zu berichten: „Die gälben Rhein oder Mottenblumen werden von den alten sonderlich gelobt für Schlangen vnd der gleichen Gewürm vnd vngeziffers vergiffitung / ein tranck daruon gesotten mit Wein / miltet den schmerzten des Huftwehes / benimbt das tröpflicht harnen / vnd heilet was jinnerhalb im Leib versehrt vnd gebrochen ist / verzert vnd zertheilt das gerunnen blut jinnerhalb im Leib / vnd der Blasen / treibt den Weibern die gebürliche reinigung jhres blumens / stillt die fließ / das gedörnt kraut vnd blumen / würt auch von den alten gelobt / das es die würm / Schaben / vnd Motten ertödt. Der vil erfahren D. Hieronymus Bock schreibt / dz er dies gewechß selbst erfahren hab / krefftig vn gut die würm im leib zu tödten / vnd das es den schweiß sehr treibe / haltet es auch weiter für ein nutz gewechß für verstopffung der Leber / Miltz / nieren vnd Blasen /.“

Die am Himmelfahrtstage gesammelten und in Kränze gebundenen Katzenpfötchenblüten schützen das Haus vor dem Einschlagen des Blitzes. Die an einem, mit Vollmond zusammenfallenden Feiertage oder an einem doppelten Sonntag (wenn auf den Sonntag zugleich ein Feiertag fällt) vor Sonnenaufgang mit Kraut und Wurzeln gegrabenen Katzenpfötchen oder Mausohrle machen in einem weißen Tuch auf den bloßen Leib getragen, stich- und kugelfest.

3. Alpenrose (*Rhododendron ferrugineum* L.) und Almenrausch (*Rhododendron hirsutum* L.).

„Wer abseits von der großen Touristenherde stille Berge aufsucht, der kann noch die ganze Pracht des Almrausches erleben, wo sich die glühend-rosa Blütenmengen wahrlich wie in einem dionysischen Taumel die Hänge herab ergießen, wo ihr würziger Duft in der sonnenwarmen Luft schwebt, wo ganze Bergwände mit feuriger Lohe ein Sonnwendfeuer ohnegleichen entzünden“ (v. Bronsart). Welche Augenweide mag erst den Bergwanderer im Kaukasus erwarten, in dem das in unseren Gärten kultivierte *Rhododendron ponticum* als 3 Meter hoher Strauch in zusammenhängenden Beständen mit seinen großen purpurvioletten Blüten oder die gelblühende, ihm nahe verwandte *Azalea pontica* wahre Farbensymphonien feiern. Die Heimat der

Gattung *Rhododendron* liegt aber noch weiter im Osten, wo von den etwa 300 bekannten Arten allein über 140 in China, etwa 46 Arten im Himalaja aufgefunden worden sind. Die bei uns zumeist in Kalthäusern kultivierte *Azalea indica* mit roten oder weißen Blüten stammt nicht, wie sein Name vermuten lassen möchte, aus Indien, sondern gleichfalls aus China. Andere bei uns im Freien kultivierte *Rhododendren* sind aus dem östlichen Nordamerika zu uns gekommen. Sie sind insgesamt als giftig anzusprechen, weshalb auch unsere Alpenrosen vom Vieh gemieden werden. Unter *Rhododendron* (abgeleitet vom griechischen *rhodon* = Rose und *dendron* = Baum, dem nach Rosenbaum) bezeichneten die Alten den Oleander dessen Giftigkeit, insbesondere für Tiere, Dioskorides (1. nachchristl. Jahrhundert) ausdrücklich hervorhebt.

Von unseren heimischen Alpenrosenarten ist die rauhaarige Alpenrose, Almenrausch, Steinrose (*Rhododendron hirsutum*), ein offene, trockene Standorte bis 2430 Meter Höhe bevorzugender, bis zu 1 Meter hoher Strauch aus der Familie der Ericaceen = Heidekrautgewächse mit wintergrünen, unterseits hellgrünen und drüsig punktierten, klein gesägten, nicht umgerollten, am Rande mit langen steifen Haaren gewimperten Blättern eine ausgesprochene Kalkpflanze, die im Gneisgebiet völlig fehlt. Dieses empfängt seinen besonderen Schmuck durch die rostrote Alpenrose (*Rhododendron ferrugineum*), die im Kalkgebirge tiefen Moderboden an schattigen Nordabhängen zu ihrem Fortkommen verlangt. Als Strauch weniger verzweigt als der Almenrausch unterscheidet sie sich von diesem auch durch ihre kahlen, am Rande umgerollten, unterseits durch dicht beieinander stehende Drüsenschuppen rostbraunen, in der Jugend gelben, fast ledrigen Blätter. Aus den in Doldentrauben stehenden purpurnen Blüten (Juni/August) gehen auffallend leichte Samen hervor, die aus einem winzigen Embryo und einer flachen, diesen flügelartig umgebenden Samenschale bestehend,



Alpenrose (*Rhododendron ferrugineum*).

bestimmt sind, von dem leisesten Lufthauch emporgehoben und fortgetragen zu werden.

Nach der Volksmeinung zieht die Alpenrose den Blitz an. Wer sie während eines Gewitters bei sich trägt, wird vom Blitz erschlagen. Ihre da und dort volkstümlich gebrauchte Bezeichnung „Oswaldstaude“, hängt nach H. Marzell mit der Oswaldlegende am Ifinger bei Meran zusammen. In uralten Zeiten,



G. Drenyinger

Alpenrausch (*Rhododendron hirsutum*).

als noch der Holzwuchs weiter hinauf ging, war die Stelle der Oswaldkapelle am Ifinger dicht mit Alpenrosenstauden bewachsen. Im Gesträuche fanden Hirten ein Bild des heiligen Oswald. Sie trugen es nach dem Dorfe Schenna hinunter und stellten es in der dortigen Kirche auf. Doch siehe, kaum war die Nacht angebrochen und herrschte ringsum Dunkel, stieg der heilige Oswald lichtstrahlend aus der geschlossenen Kirche empor und ritt dem Ifinger zu, wo man ihn am folgenden Tage unter Alpenrosen fand. Man brachte ihn öfters nach Schenna, aber jedesmal ritt er, sobald es dunkel ward, strahlend auf und davon, denn er wollte nur am Jungbrunnen am Ifinger wohnen. Gleich dem heiligen Oswald weiß sich übrigens auch die Alpenrose gegen Ungemach zu schützen. Nicht nur, daß sie sich vom Schnee zu Boden drücken läßt, um von der Bodewärme zu gewinnen, sondern sie weiß auch dem Regen ein besonders Schnippchen zu schlagen, indem sie ihre Blüten gegen den schief aufrechten Stiel in einen stumpfen Winkel stellt, aus dem sie bei

auffallendem Regen einen rechten Winkel macht, sodaß die pollenbedeckten Antheren alsdann unter ein schützendes Dach gelangen.

Der arzneiliche Gebrauch der Alpenrose scheint den Alten unbekannt geblieben zu sein. Zum wenigsten wissen die sich auf die Sammelwerke des Dioskorides und Plinius stützenden Kräuterbücher des Mittelalters nichts von ihr zu berichten. „Worzu die Alprosen=Alpbalsam können gebraucht werden / und was ihre besondere Tugenden und Eigenschaften seyn / ist mir unbekandt / finde auch nichts bey anderen Authoribus darvon vermeldet“ (Tabernaemontanus=Bauhinus, Kräuter=Buch, Basel 1731). Der heutigen Volksheilkunde gelten die

Alpenrosenblätter, deren übermäßiger Gebrauch Giftwirkung (Erbrechen, Durchfall, Betäubung) zeitigen soll, als wasser- und schweißtreibendes Mittel, das insbesondere bei Gicht, Rheumatismus und Steinleiden angezeigt sein soll. Die Homöopathie bedient sich der getrockneten Zweige der oben erwähnten Goldgelben Alpenrose (*Rhododendron chrysanthum*) aus Sibirien und Kamtschatka, die sie zur Essenz verarbeiten läßt. Mit dieser zieht sie wider Gicht und Rheumatismus, Glieder-, Ohren-, Zahnschmerzen, katarrhalische Erkrankungen, Magenleiden und Harnbeschwerden zu Felde. Die Essenz soll eine spezifische Wirkung auf die Gelenke und Muskelscheiden ausüben.

Als chemische Inhaltsstoffe der scharf und adstringierend (zusammenziehend) schmeckenden und beim Zerreiben stechend-kampferartig riechenden Alpenrosenblätter werden angegeben: Gerbstoffe, Ericolin, Arbutin, Zitronensäure, Wachs und ätherisches Öl. Dieses wurde von Haensel bei der Destillation in der Menge von 0.123 v. H. gewonnen. Es war von gelber Farbe, enthielt Spuren eines Aldehyds und hatte den aromatischen Geruch der Alpenrose.

4. Enzian, Bitterwurz

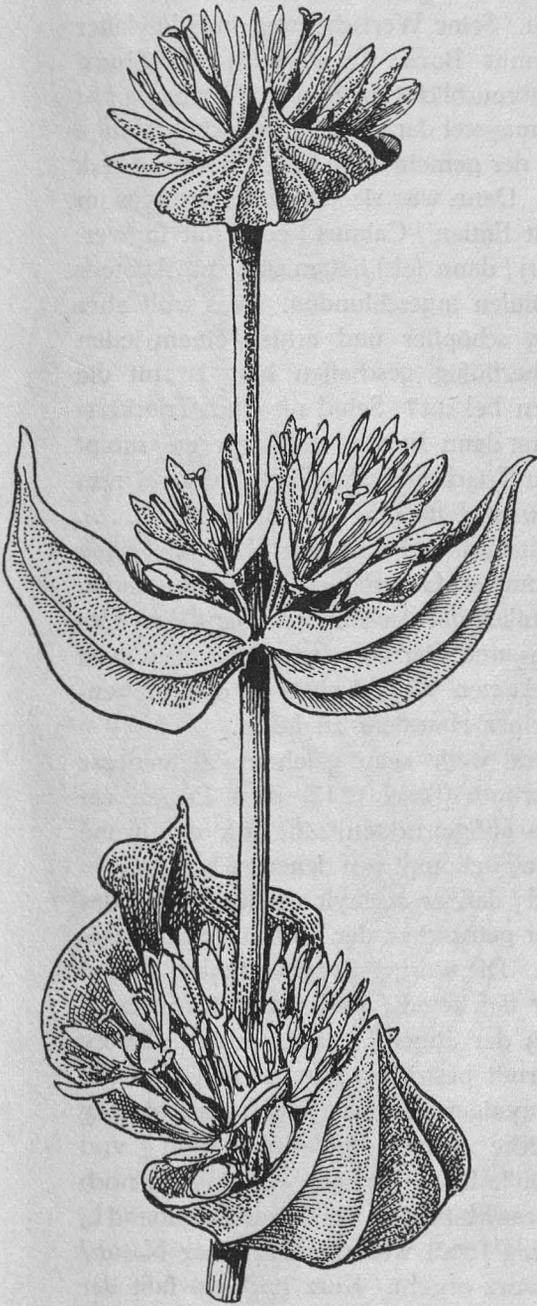
Gentiana lutea, — *punctata*, — *pannonica*, — *purpurea* L.

Selten dürfte eine Pflanze eine so verschiedenartige Beurteilung erfahren, wie der das Entzücken des Bergwanderers bildende gelbe Enzian = *Gentiana lutea* L., in dem der Älpler indessen lediglich ein lästiges, platzraubendes, das Trocknen des Heues erschwerendes und vom Vieh gemiedenes Unkraut, dessen Vernichtung er sich angelegen sein läßt, erblickt. In dieser edlen Absicht sieht er sich durch die Gewinnsucht der Wurzelgräber und durch die Unvernunft der Sonntagsberggäste so kräftig unterstützt, daß z. B. in den Berchtesgadener Alpen der ehemals dort in Massen vorhandene gelbe und punktierte Enzian heute nahezu gänzlich ausgerottet ist. Im Verhältnis zu den gewaltigen Mengen der zum Zwecke der Enzianbranntweingewinnung gegrabenen Wurzeln spielt der Bedarf an dieser in der Heilkunde, der zudem zum größten Teile durch Einführen aus Spanien, Südfrankreich, der Türkei und den Balkanländern bestritten wird, eine durchaus untergeordnete Rolle. Um eine schöne rote Farbe zu erzielen und zugleich eine kräftiger riechende Droge zu erhalten, unterwarf man früher die frische Wurzel durch Übereinanderschichten einer gelinden Gärung, wobei aber durch die dabei eintretende Fermentation die in der frischen, innen weißen Wurzel enthaltenen Bestandteile Gentiopikrin und Gentianose zerstört oder umgewandelt wurden, weshalb das für den Apotheker Gesetzeskraft besitzende Deutsche Arzneibuch ausdrücklich die schnelle Trocknung der geernteten Wurzeln vorschreibt. Den bitteren Geschmack verdankt die Enzianwurzel dem Gehalte von Glykosiden, deren wichtigstes Gentiopikrin in Form farbloser, stark bitter schmeckender Nadeln ist. Während dieses beim Trocknen zum größten Teile verschwindet, entsteht der andere, in der frischen

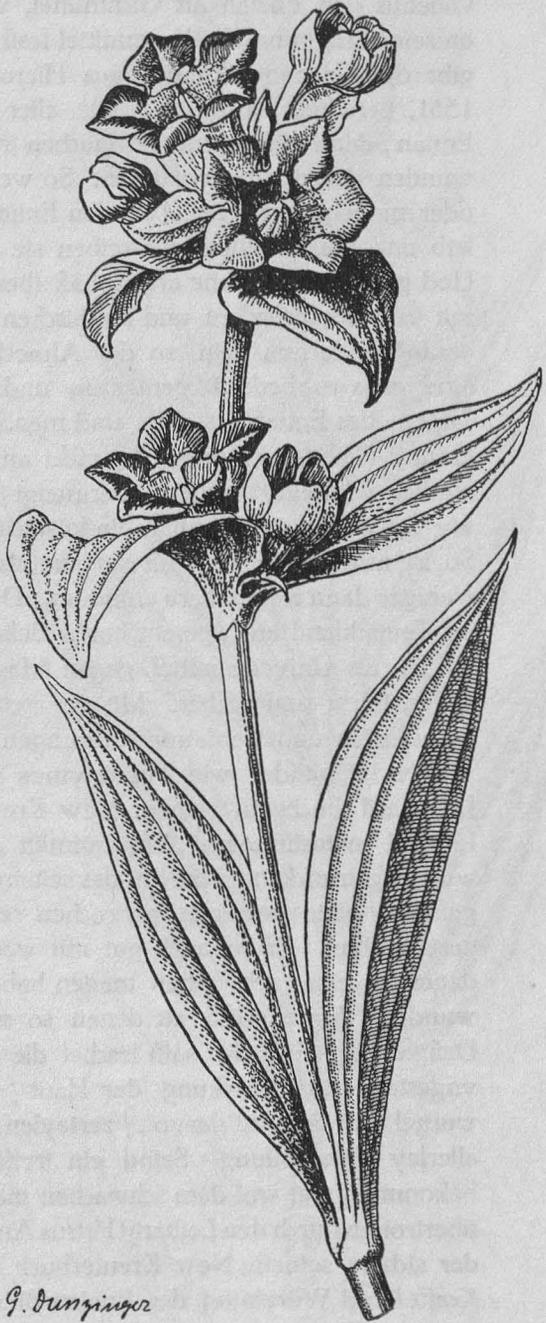
Wurzel ursprünglich nicht enthaltene Bitterstoff Gentiamarin erst im Laufe der Aufarbeitung. Als weitere Bestandteile der Enzianwurzel sind zu benennen das Gentisin = der gelbe Farbstoff der Wurzel, das Gentiin von Gerbstoffcharakter, ferner fettes Öl zu etwa 6 v. H. und Schleim. Die frische Wurzel enthält Rohrzucker sowie eine andere ebenfalls mit Hefe vergärbare Zuckerart = Gentianose, bei deren Spaltung (Hydrolyse) Fruchtzucker (Laevulose) und Gentiobiose entsteht. Außerdem wurden an Fermenten u. a. Invertin und Emulsin in der Enzianwurzel, deren Gesamtzuckergehalt mit etwa 12 bis 15 v. H. bei der Destillation nach vorausgegangener Einmischung etwa 5 v. H. Alkohol liefert, gefunden. Bei der Destillation mit Wasser wird eine kleine Menge eines butterartigen, stark nach Enzian riechenden ätherischen Öles erhalten. Nach A. Tschirch vermag ein geübter Wurzelgräber im Tag bis zu 100 Kilogramm Wurzeln zu graben. Diese erreichen bei alten Pflanzen bei einer Länge bis zu einem Meter und armdicken Umfange ein Gewicht von 2 bis 6 Kilogramm. Den Wurzelgräbern fällt aber nicht allein der gelbe sondern auch der ungarische, der getüpfelte und der rote Enzian zum Opfer. Von diesen stellt der gelbe Enzian, *Gentiana lutea* L., eine bis 1 Meter hohe stattliche Pflanze mit kahlem, aufrechtem, hohlem Stengel und großen elliptischen, bläulichgrünen, von starken Bogenerven durchzogenen Blättern, die kreuzgegenständig von unten nach oben immer kürzer gestielt werden, dar. Die erst nach vielen Jahren erscheinenden Blütenstände mit strahligen, leuchtend gelben Blüten in reichblühenden Scheinquirlen stehen in den Achseln der oberen sitzenden, kahnartig vertieften Blätter. Im nichtblühenden Zustande wird der gelbe Enzian häufig verwechselt mit dem weißen Germer (weiße Nießwurz, *Veratrum album*), der jedoch wechselständige, unterseits flaumig behaarte Blätter aufweist.

Im Gegensatz zum kalkliebenden gelben Enzian meidet der in den Allgäuer Bergen anzutreffende purpurrote Enzian, *Gentiana purpurea* L., mit außen purpurroten, innen gelben, nach Rosen riechenden Blüten an zahlreichen Stengeln kalkhaltige Böden und besiedelt Weiden und Karfluren besonders der westlichen äußeren Alpenketten. Im Osten der Alpen wird dieser Enzian vertreten durch den braunen oder ungarischen Enzian, *Gentiana pannonica* Scopoli, mit oben purpurrot angelaufenen, einfachen Stengeln mit purpurviolett Blüten mit schwarzroten Punktreihen. Lehmigen Boden im Kalk- oder Urgebirge bezuzugt der punktierte Enzian, *Gentiana punctata* L. mit hellgelben, schwarzviolett getupften Blüten.

Theophrast und den Hippokratikern im V. und IV. vorchristl. Jahrhundert unbekannt, findet *Gentiana lutea* Erwähnung bei Dioskorides und Plinius im ersten nachchristl. Jahrhundert, die seinen Namen auf den illyrischen König Gentis im 2. vorchristl. Jahrhundert, der Enzian gegen die Pest empfohlen haben soll, zurückführen. Außerdem galt er ihnen als Mittel gegen den Biß giftiger Tiere, gegen Seitenschmerzen, Leber- und Magenleiden, Krämpfe, innere Verletzungen, Beschädigungen durch Sturz; äußerlich angewendet zur Behand-



Enzian (*Gentiana lutea*).

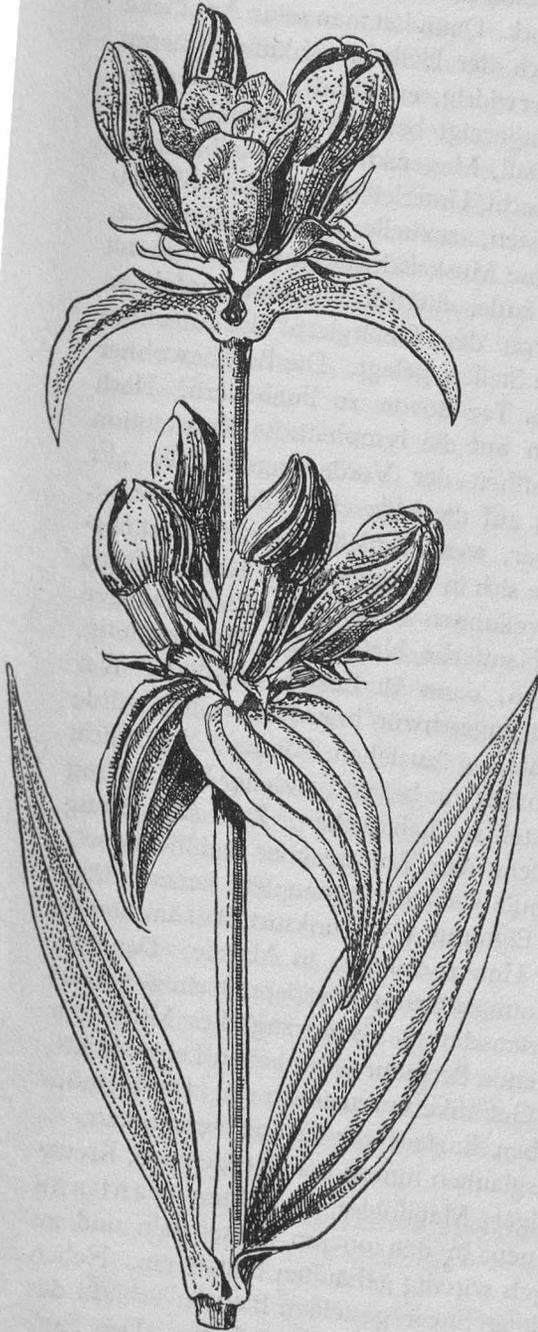


G. purpurea

Enzian (*Gentiana purpurea*).

lung von Wunden und Geschwüren. Im 2. nachchristl. Jahrhundert empfiehlt Galenus den Enzian als Gichtmittel, woran das ganze Mittelalter ebenso wie an seiner Eignung als Wurmmittel festhielt. Seine Wertschätzung im Mittelalter gibt der folgende Auszug aus Hieronymus Bock, Kreuterbuch / Straßburg 1551, beredten Ausdruck: „Die aller gebrechlichst wurzel in Germania / ist Entian / dann die wundarzet machen ire meyssel darauß / die gestochene, enge wunden darmit zu erweiteren. So weiß der gemein man kein besseren Tiriak oder magenartznei / als eben den Entian. Dann was sie innerlichs prestens im leib und magen fülen / vertreiben sie mit Entian / Calmus / oder mit Ingwer. Und geret etwan solche artznei baß (besser) / dann (als) hetten sie gantz Apoteck mit jren Sophistischen und Arabischen pilulen ingeschlunden. Was wolt aber daran Hindernuß sein / so der Almechtig schöpffer und artzet / einem jeden land / was es bedarff / genügsam und überflüßig geschaffen hat. Ist nit die Tugend des Entian fast vihe und menschen bekant? Seind nit etlich Triackerskrämer (Theriakskrämer) / die nicht anderst dann Entian und Lorberen / sampt etlichen wurzeln / mit honig vermengt / für Triackers verkaufen? Dem sei nun wie im wölle / so ist Entian ein köstliche wurzel für gifft / für hundsbiß So ist nun Entian auch nit so teur als Rhabarbara / man kan aber des Entian weniger dann Rhabarbara enthraten. Darumb sie Gott der almechtig aus gnaden ins Teutschland auch gesezt hat“. Bekanntlich gilt der Enzianschnaps dem Gebirgler als Universalmittel gegen Magen- und Darmbeschwerden, aber auch gegen Gicht und Fieber. Mit der getrockneten Wurzel rückt er den Magenkrankheiten und Verdauungsstörungen seiner Haustiere zu Leibe.

Nicht minder wie Hieronymus Bock weiß sein gelehrter Zeitgenosse Leonhard Fuchs in seinem New Kreuterbuch (Basel 1543) dem Enzian ein Loblied anzustimmen: „Ein quintlin des außgetruckten safft auß der grünẽ wurzel getruncken / vertreibt das seitenwee / bekommt wol denen so hoch herabgefallen / oder inwendig gebrochen seind / dañ er zerteylt vñ füret auß das gerunnẽ blut. Er isz auch gut mit wasser getruncken den lebersüchtigen / vnd denen so einen schwachen magen haben. Die wurzel ist auch nützlich zu den wunden / fürnehmlich zu denen so seer tief seind / vnd umb sich fressen. Deßgleichen auch der safft leschet die hitz der augen / dienet auch zu allerley vngestalt vnd befleckung der Haut / darmit bestrichen. In summa / Entzian wurzel vnd der safft darvon / zerteylen / reynigen / seubern / vñ nemen hinweg allerley Verstopffung. Seind ein treffenliche artney für allerley gifft / vnd bekommen seer wol dem schwachen magen“. Beide Autoren werden aber noch übertroffen durch den Leibarzt Petrus Andreas Matthiolus des Kaisers Ferdinand I., der sich in seinem New Kreuterbuch (Prag 1563) weitschweifig über Natur / Krafft / vnd Würckung des Encian-Bitterwurz ergeht. Kurz und gut faßt der bekannte Empiriker unserer Tage, Pfarrer Seb. Kneipp, der Enzian zur Stärkung der Nerven und des Magens, insbesondere bei Magendrücken, Blähungen, Übelkeiten und Ohnmachtsanfällen empfiehlt, seine gute Meinung über ihn



Enzian (*Gentiana pannonica*).



G. dumplingii.

Enzian (*Gentiana punctata*).

dahin zusammen: „Wer ein Gärtlein hat, der soll darin haben: 1. einen Salbeistock, 2. einen Wermutstock, 3. einen Enzianstock. Dann hat man seine Apotheke gleich bei der Hand“. In seinem „Handbuch der Heilpflanzenkunde“ nennt A. Dinand den Enzian magenstärkend, fieberwidrig, erregend auf das Gefäßsystem. Er erachtet seinen Gebrauch für angezeigt bei Appetitlosigkeit, Verdauungsschwäche, Magenkatarrh mit Durchfall, Magenschwäche, Sodbrennen, Magendrücken, Blähungen, Übelkeit, Ohnmacht, Unterleibsstockungen, Skrofulose, Bleichsucht, Eingeweidewürmer, Husten, sexuelle Erregungszustände, unfreiwillige Pollutionen, Podogra, allgemeine Muskelschwäche, Umschläge mit dem Wurzelabsud werden von ihm gegen faule, eiternde Wunden empfohlen. Die großen Blätter des Enzians werden von den Gebirglern als kühlendes Mittel auf offene Wunden und entzündete Stellen gelegt. Die Bergbewohner der Schweiz bedienen sich der Blätter als Tee sowie zu Fußbädern. Nach Dr. med. W. Bohn wirkt der gelbe Enzian auf die lymphatische Konstitution ein, und zwar bei Schwäche und Schloffheit der Verdauungsorgane. „Er regt die Tätigkeit der Leber an und wirkt auf die Milz ein. Die Abkochung, selten die Tinktur, ist aber nur brauchbar, wenn Schloffheit und Reaktionslosigkeit bei dem Kranken vorliegen, die sich in Gedunsenheit, bleicher Farbe und beginnenden wassersüchtigen Anschwellungen äußern. Bestehen hingegen eine erhöhte Reizbarkeit, lebhaft gerötete Hautfarbe, Neigung zu Blutanstauung, Gesichtsröte, Magen- und Nasenblutungen, dann ist Enzian schädlich. Wer also den beliebten Enzianschnaps bei Magengeschwür brauchen wollte, würde sich eine recht bedenkliche Verschlimmerung zuziehen können. Bei Gicht und gichtischen Magenbeschwerden ist Enzian nur bei vorhandener Erschlaffung und Darniederliegen aller Reaktionsmittel zu gebrauchen. Zur Abkochung nehme man 5 bis 10 Gramm und genieße den Tee tagsüber teelöffelweise“. Der Greifswalder Pharmakologe H. Schulz stellt die behauptete fieberwidrige Eigenschaft des Enzians sowie seine Eignung als Trunksuchtsbekämpfungsmittel auf Grund sorgfältiger klinischer Untersuchungen in Abrede. Dagegen soll der Enzian bei chronischer Verdauungsstörung (Dyspepsie) einigen Wert besitzen. Bergsteiger rühmen den Enzianschnaps als vorzügliches Mittel zur Aufbesserung der durch eine anstrengende Bergtour gesunkenen Lebenskräfte, wobei er jedem anderen alkoholischen Getränke vorzuziehen sei. Die Homöopathie läßt die frische Wurzel des gelben Enzians zur Essenz verarbeiten.

Eine besondere Stellung im Volksglauben nimmt der Kreuzenzian, Kreuzkraut, Kreuzwurz, Spenstich, Madelgër, Magdolger, Modelgur, *Gentiana cruciata*, mit schmutzig grünlichblauen, in den oberen Blattachsen und an der Spitze des dicht beblätterten Stengels wirtelig gehäuften Blüten ein. Neben den kreuzförmig wie ein vierschneidiger Speer gestellten Blättern erblickt das Volk in der Mitte der Wurzel eine kreuzweise Durchstechung. Der Sage nach entstand dieser kreuzförmige Spalt durch einen vierschneidigen Speer, den einst der Herr selber durch die Pflanze stach, sie dadurch vor allen

anderen wegen ihrer Heilkraft kennzeichnend. Der Name Madelger zerlegt sich nach Grimm in Madel, den Eigennamen eines halbgöttlichen Helden, an dessen Stelle die christliche Zeit den Herrgott selber — bisweilen auch Petrus — treten ließ und in das altgermanische gēr = Wurfspieß. Das alte Sprichwort „Madelgēr aller wurzen ein er“ verkündet die wunderbare Heilkraft der Pflanze, gegen Gift, ansteckende Krankheiten, als Liebeszauber, als Schutz gegen Unglücksfälle, zumal auf der Jagd, und nicht zuletzt zur Vertreibung des dämonischen Viehschelms. Dazu aber muß die Kreuzenzianwurzel nicht mit Eisen, sondern mit einem Kupferpfennig Sonnabends vor Sonnenaufgang ausgegraben und ohne Wissen des Pfarrers unter das Altartuch gelegt werden, damit dieser darüber dreimal die Messe lese. Eine derartige Wurzel macht auch ihren Träger überall beliebt. Wie ein zauberkräftiges lebendes Wesen wird der Madelgēr beim Ausgraben mit uralten

Beschwörungsformeln angesprochen, damit er seine Zauberkraft zu Liebeszwecken gewähre, so daß die von dem Burschen Auserkorene nicht mehr von dem Besitzer der Wurzel lassen könne. Umgekehrt brauchen aber auch die Weiber diese „wurtzel zu selzamen bulkünstlen / darumb das sie in der mitten zerspaltten ist wie ein weiblich glied“ (P. A. Matthiolus New Kreuterbuch. Prag 1563).



Kreuzenzian (*Gentiana cruciata*).

5. Alpenveilchen, Erdapfel, Erdscheibe, Saubrot (*Cyclamen europaeum* L.).

Warum die Verbreitung dieses lieblichen Pflänzchens, das, zu den Schlüsselblumengewächsen = Primulaceen zählend, mit den Veilchen, abgesehen von seinem zarten veilchenähnlichen Duft, nichts zu tun hat, auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet im Reichenhaller Land beschränkt ist und so große

Gebietsteile wie das Wettersteingebiet, das Karwendelgebirge, das Allgäu, die Schweitzer Alpen mit wenigen Ausnahmen meidet, ist nach H. Scherzer bis heute noch ein pflanzengeographisches Rätsel geblieben, zumal diese doch die gleichen geologischen und klimatischen Standortsbedingungen vielfach bieten. Im ganzen zählt man im Mittelmeergebiete und in den Alpen 16 Arten der Gattung *Cyclamen*, deren Namen sich von dem griechischen *kýklos*=Kreis



G. Dumortier

Alpenveilchen (*Cyclamen europaeum*).

unter Bezugnahme auf den kreisrunden, scheibenförmigen, knollenartig verdickten Wurzelstock, der oft ganz frei auf dem Boden liegt, ableitet. Aus diesem entwickeln sich die langgestielten, glänzenden, etwas lederartigen, am Grunde herzförmigen, im übrigen runden und am Rande gekerbten Blätter, die auf der Unterseite rötlich angelaufen auf der grauen Oberseite mit grünlichen Flecken geziert sind. Überaus fremdartig muten die im Juli bis August erscheinenden rotviolett, nickenden Blüten mit ihrer fünfzipfeligen verwachsenblättrigen zurückgeschlagenen Blumenkrone an. Als weitere Merkwürdigkeit gesellt sich hierzu das spiralförmige Einrollen der Blütenstiele von oben nach unten während der Fruchtreife, wodurch die Früchte unter die Laubdecke zur Ausreifung zu liegen kommen. Nach dieser werden sie von dem austrocknenden Stiel wieder auf

die Erdoberfläche gezogen, wo die Samen wegen ihrer ölhaltigen Nabelschwiele eifrig von den Ameisen, die dadurch unfreiwillig zur Verbreitung der Pflanze beitragen, gesammelt werden. Den wenig poetisch anmutenden Namen „Saubrot“ verdankt sie dem Umstande, daß ihre Knollen sich der besonderen Vorliebe der Wildschweine erfreuen, wiewohl sie im gewissen Sinne als giftig anzusprechen sind. Daß sich unter Einhaltung gewisser Vorsichtsmaßregeln (langsameres Anfüttern) die Cyklamenknollen mit Vorliebe zur Schweinemast heranziehen lassen, war bereits den alten Ägyptern bekannt. Diese empirisch gefundene Tatsache ist nach L. Kofler darauf zurückzuführen, daß das in den Knollen enthaltene Cyclamin von Saponincharakter, um dessen Erforschung sich in unseren Tagen



Phot. Hartung.

Hochmoor im Rauhreif.

O. Dafert verdient gemacht hat, die Darmresorption fördert, wodurch eine bessere Ausnützung des Futters stattfindet. Im allgemeinen werden den Saponinen (abgeleitet vom lateinischen *sapo* = Seife, weil ihre Lösungen beim Schütteln ähnlich wie Seife schäumen und wie diese Reinigungskraft besitzen) schleimverflüssigende, harntreibende, steinzerteilende, schweißtreibende und abführende Wirkungen im Sinne einer Stoffwechselförderung nachgesagt, weshalb die in unserer Flora häufig vertretenen Saponindrogen (Hauhechel, Stiefmütterchen, Seifenwurz, Schlüsselblume, Goldrute u. a.) als die „Blutreinigungsmittel“ des Volkes gelten. Hierauf geht die empirisch in der Volksheilkunde geübte Verwendung der Cyklamenknollen, von denen die wissenschaftliche Medizin keinen Gebrauch mehr macht, zurück. Alpenveilchenknollen dienten schon den alten Griechen als Heil- und Zaubermittel. Nach Plinius im ersten nachchristlichen Jahrhundert von den Römern Erdknolle (= *Tuber terrae*) benannt, stand sie bei diesen ebenfalls als Zaubermittel sowie gegen Schlangenbiß im Gebrauche. „Sie sollte bei allen Häusern gezogen werden, wenn es wahr ist, daß da, wo sie steht, kein Zaubermittel wirkt, weswegen sie auch *amuletum* (Amulett) heiße. Wein, worin sie liegt, soll sogleich berauschen.“ In der ersten deutschen Naturgeschichte aus der Mitte des XIV. Jahrhunderts von Conrad von Megenberg wird das Alpenveilchen als erwärmend, austrocknend, lösend und anziehend, sowie als heilsam bei geschwollenen, aber nicht fließenden Hämorrhoiden bezeichnet. Ein langes Kapitel, das von der ehemaligen Wertschätzung der Cyklamenknollen Zeugnis ablegt, wird diesen im New-Kreuterbuch von P. A. Matthiolus (1563), dem Leibarzte des Kaisers Ferdinand I. gewidmet. „Schweinbrodt ist so streng in seiner würckung / das so man mit dem safft den bauch außwendig schmiret / macht es stulgänge / vnd tödtet die frucht im Mutterleibe. Ja so auch ein schwanger weib (sagt Dioskorides) darüber gehet / sey es sorglich / es möchte ein vorzeitige geburt darauf entstehen. Die wurtzel gedörret / gepulvert / vnd auff zwey oder drey quentle schwär in Meth getruncken / treibt auß durch den stulgang die zähe feuchtung / vnd das böse gewässer / so im Leibe ist. Dieser gestalt / oder mit wein getruncken / bringt sie den frauen ire zeit / vertreibt das vergifft. Unter den wein vermischet / vnd eingenommen / macht sie den menschen truncken vnd voll / benimpt die geelsucht / der sie aber trinckt / muß in einem warmen gemach von allem windt vnd kälte gefreyet / sich in ein bett legen / wol zu decken / vnd zum schwitzen halten / dann also treibt es einen gelben Schweiß sichtparlich auß. Der safft aus Schweinsbrodt eines halben lots schwer / mit souil Rosenhonig vermischet / ein wenig Muscatnuß vnd Mastix dartzu gethan / vnd eingenommen / macht stulgänge / öffnet die verstopffung der lebern / vnd des miltzen / hilfft also wider die sucht des wassers / und der gilbe. So man einer geberenden frauen die wurtzel an den schenckel henckt / gehet die geburt desto eher von staten.“ Die Wiedergabe der hierauf folgenden ausführlichen Schilderung der äußerlichen Anwendung der Cyklamenknolle und des daraus gepreßten Saftes

gegen Dutzende von Gebrechen, die sich in ähnlicher Weise auch bei J. Th. Tabernaemontanus-Bauhinus (Basel 1731) vorfindet, würde hier zu viel Raum beanspruchen. Diese Quellen haben ersichtlich den Angaben bei Fr. Müller (Das große illustrierte Kräuterbuch. Ulm 1924), wornach der Gebrauch einer Abkochung der getrockneten Alpenveilchenknollen (30 Gramm auf 3 bis 4 Tassen Wasser) bei Wassersucht, Verschleimungen, Unterleibsstockungen, Schnupfen, Kopfgrind, Blähungen, Eingeweidewürmern, die Anwendung des Pulvers zur Behandlung krebsartiger Geschwüre und eiternder Wunden zur Empfehlung gelangt, zugrunde gelegen. Volkstümlich ist heute noch die Anwendung bei ausbleibenden Monatsblutungen (Amenorrhoe) sowie bei Zahnschmerzen. Persönlich möchte ich der nicht unbedenklichen arzneilichen Verwendung der Cyklamenknollen nicht das Wort reden. Unbedenklich erscheint hingegen der Gebrauch der aus dem frischen, im Herbst gesammelten knolligen Wurzelstock mit den daran hängenden Wurzeln hergestellten homöopathische Essenz, die hauptsächlich den Kopf, die Augen und die weiblichen Geschlechtsteile beeinflussen soll. Sie wird von den zahlreichen Anhängern der Homöopathie gebraucht bei gichtischen und rheumatischen Leiden ohne begleitende Fiebererscheinungen, bei Anfällen von Kolik, bei Blasenkrampf, bestimmten Fällen von Herzneurosen, unerträglichem Hautjucken, Kopfgrind, Kopf- und Ohrenscherzen, Schnupfen, gichtischen Zahnschmerzen, Verdauungsbeschwerden, Appetitmangel, Würmer, Leberleiden, Leber- und Milzanschwellungen, Blähungen, Menstruationsunregelmäßigkeiten, Bleichsucht in Verbindung mit solchen, krampfartigen Schmerzen in den Schenkeln, chronischen Hautausschlägen u. a. m. Diese Anwendung deckt sich mehr oder minder mit jener der sonstigen Sapindrogen.

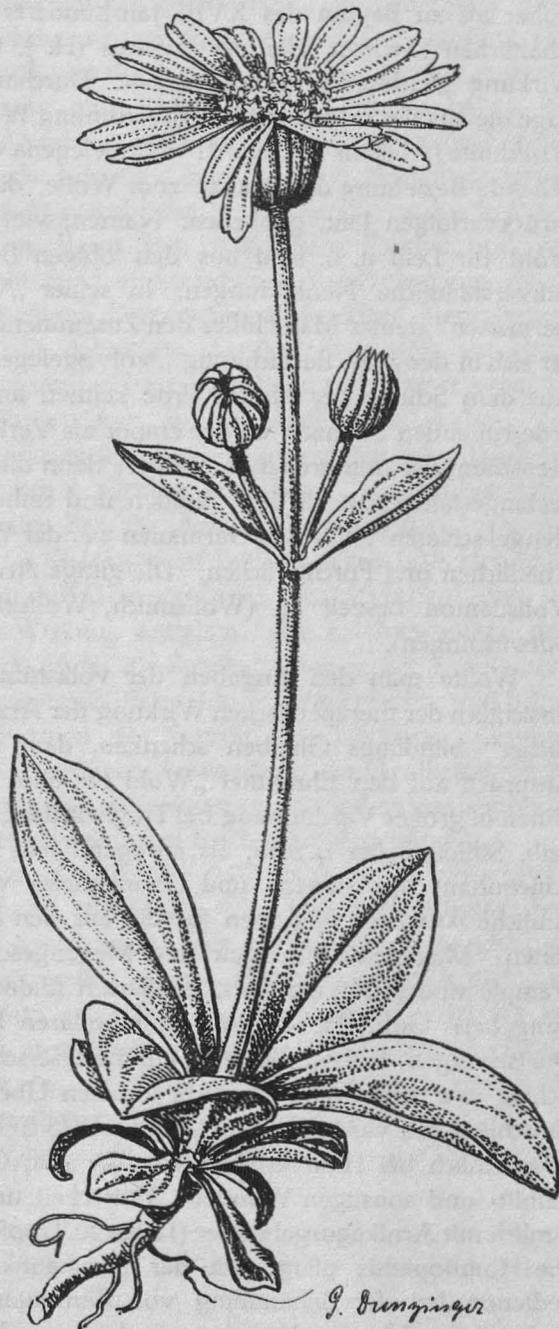
6. Arnika, Wohlverleih.

Arnica montana L.

Das Vorkommen der *Arnica montana* (Berg—Arnika) aus der Familie der Compositae-Senecioneae ist keineswegs, wie die Bezeichnung vermuten lassen möchte, auf Bergwiesen und Alpenmatten, wo sie, wie in der Schweiz bis zu 2600 m Höhe emporsteigt, beschränkt. Die ausdauernde Pflanze findet sich vielmehr in ganz West- und Mitteleuropa auch in der Ebene auf sandigen, humösen oder torfigen Wiesen. Bayern scheint in der Gegenwart einen Hauptanteil an der Lieferung der arzneilich gebrauchten Arnika, die bereits von einzelnen Landesregierungen unter gesetzlichen Schutz gestellt worden ist, um sie vor der sonst unausbleiblichen Ausrottung zu bewahren, zu nehmen. Von dem sich mit ihr an den gleichen Standorten vorfindenden Wiesenbocksbart (*Tragopogon pratense*), mit dem sie von den Laien häufig verwechselt wird, sowie auch von den übrigen ihr ähnelnden Kompositen unterscheidet sich die Arnika leicht durch die fünfnervigen, eine grundständige Rosette

bildenden, verkehrt eiförmigen, kurzgestielten und lederartigen, derben Blätter, die im Verlaufe des 40 bis 50 cm hohen drüsenhaarigen Stengels stark verkümmern (Tragopogon hat lange lanzettliche Stielblätter) sowie durch die endständige rotgelbe Blüte, unter der sich in der Achsel des obersten gegenständigen Blattpaares zumeist zwei weitere Blütenanlagen vorfinden. Farbe und Geruch sind weitere Unterscheidungsmerkmale vom Wiesenbocksbart, dessen schwefelgelbe Blüten sich bei Sonnenaufgang öffnen, um sich noch vor Mittag wieder zu schließen. Der da und dort sich durch Raubbau bereits geltend machende Mangel hat dazu geführt, der Kultur der Arnika näher zu treten, wozu sich an einen

Gebirgswald anschließende Äcker oder schlechte Wiesen und Triften mit feuchtem moorigem Boden vielleicht eignen werden. Es ist überaus auffallend, daß der in der Volksheilkunde einen so hervorragenden Platz einnehmenden Arnika weder bei Dioskorides noch bei Plinius, den beiden großen Kompilatoren des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, auch nicht bei den mittelalterlichen „Vätern der Botanik“ Erwähnung getan wird. Selbst der Name „Arnika“, der sich aus dem griechischen „ptarmike“, worunter Dioskorides eine zum Niesen reizende Komposite (*Achillea Ptarmica*?) versteht, ableiten soll, dürfte erst im Mittelalter



Arnika (*Arnica montana*).

entstanden sein. Eine andere Deutung verbindet die Bezeichnung „Arnika“ mit dem griechischen „arnakis“ = Lammpezl, wohl auf Grund der drüsigen weichhaarigen Blütenhülle. Nach allem scheint festzustehen, daß die Arnika nicht früher als zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts die Anerkennung der wissenschaftlichen Medizin, die sie anfangs (H. J. Collin) der Chinarinde in der Wirkung gleichstellte, gefunden hat. Durchaus unklar ist bis zum heutigen Tage die aus der ursprünglichen Bezeichnung Wolferley, Wulferley, Wulfsblome, Wolfsblüte (Äbtissin Hildegard: wolfisgelegena = Wolfstod, Wolfsgelb?) hervorgehende Beziehung der Pflanze zum Wolfe, die sich bis in das XI. Jahrhundert zurückverfolgen läßt, geblieben. Namen, wie: Wohlverleih, Wohl für allerlei, Wohl für Leid u. a. sind aus den obigen Bezeichnungen hervorgegangene mißverständliche Neubildungen. In seiner „Volksmedizinischen Botanik der Germanen“ deutet Max Höfler den Zusammenhang der Arnika mit dem Wolfe, der sich in der alten Bezeichnung „wolvisgelegena“ kund gibt, folgendermaßen: Aus dem Schoße der Mutter Erde keimen im Lenz die im Winter unter der Erde ruhenden Pflanzen wieder empor als Verkörperungen früher verstorbener Menschen, der unterirdischen Geister; denn die Pflanzen waren dem Menschen Seelengestalten mit all den „holden und unholden Kräften, die in Blüt' und Stengel schlafen“. Für den Germanen war der Wolf der Inbegriff alles Unholden, Schädlichen und Fürchterlichen. Die giftige Arnika sah das Volk als von einem Wolfsdämon beseelt an (Wolfsmilch, Wolfskirschen, Wolfsbeeren u. a. mit Giftwirkungen).

Wollte man den Angaben der volkstümlichen, stets zu Übertreibungen hinsichtlich der therapeutischen Wirkung der Arzneipflanzen neigenden „Kräuterbücher“ blindlings Glauben schenken, dann hätte unsere Arnika allerdings Anspruch auf den Ehrentitel „Wohl für alles Leid“. So soll der Aufguß der Blüten in großer Verdünnung bei Trägheit der Unterleibsorgane, aufgetriebenem Leib, Schleimfieber u. a. m. als anregend und reizend auf die Nerven und die Schleimhaut des Magens und Darmkanales wirksam sein. Innerliche volkstümliche Anwendungsweisen für die aus den Blüten hergestellte Arnikatinktur bieten: Magenentzündungen und Magengeschwüre, Leibscherzen, Magenkrämpfe und große Übelkeit. Äußerlich findet die verdünnte Tinktur Anwendung bei: Gicht, Hexenschuß und anderen Kreuzschmerzen, Rheumatismus, Quetschungen, Verstauchungen, Lähmungserscheinungen sowie durch Stoß oder Schlag usw. entstandenen, nicht offenen Übeln in Form von Einreibungen. Umschläge mit verdünnter Arnikatinktur (3 Eßlöffel voll auf 1 Liter Wasser) sind gebräuchlich bei Hautverletzungen aller Art, Quetschungen, Blutgeschwülsten, Schnitt- und sonstigen Wunden. Heiserkeit und Kehlkopfleiden werden volkstümlich mit Arnikagurgelwasser (10 bis 20 Tropfen auf 1 Glas Wasser) behandelt. Die Homöopathie pflegt sich der Arnikatinktur in starker Verdünnung zu bedienen bei der Behandlung von Blutungen aus der Bronchialschleimhaut und aus den Nieren, dann bei verschiedenen Neuralgien und bei allen Folge-

erscheinungen, die durch Überanstrengung oder schädigende äußere Einflüsse verschiedener Art an den Muskeln, Sehnen und Gelenken hervorgerufen werden. Schließlich läßt sich die Arnikatinktur innerlich zur Unterstützung der äußeren Anwendung bei Hautschädigungen gebrauchen. Die genannten volkstümlichen (empirischen) Anwendungsweisen erfahren nahezu insgesamt eine mehr oder minder große Rechtfertigung durch die Zeugnisse ärztlicher Autoren, nach denen wir es bei der Arnika mit einem Mittel zu tun zu haben, das innerlich genommen die Atmung und den Blutumlauf beschleunigt, das Nerven- und Gefäßsystem anregt und die Schleim-, Schweiß- und Harnabsonderung vermehrt. Jedenfalls aber erheischt sowohl die innerliche wie auch die äußerliche Anwendung der Arnika in Form von Aufgüssen, Tinktur und von Umschlägen eine gewisse Vorsicht durch entsprechende Verdünnungen, da die unverdünnte Anwendung zu heftigen Reizzuständen der Haut Veranlassung zu geben vermag. H. Schulz läßt daher die Arnikatinktur stets zur Hälfte oder im Verhältnis von 1 : 2, mitunter selbst noch stärker mit Wasser verdünnt bei den verschiedenartigsten Blutergüssen, wie sie nach Stoß, Schlag,, Verrenkungen und dergleichen vorkommen können sowie bei oberflächlichen Verbrennungen als außerordentlich brauchbar anwenden. Im gleichen Sinne spricht sich Dr. med. W. Bohn aus, der die Arnika als eines der kräftigsten Mittel, welches Erkrankungen der Gefäßnerven heilt, benennt. Als Herzmittel soll die Arnika nach ihm eine der *Convallaria* (Maiglöckchen) und der *Digitalis* (Fingerhut) ähnliche Wirkung entfalten. Als Belebungsmitel nach plötzlichem Fall, Stoß und Schreck findet die Arnikatinktur in der Verdünnung von $\frac{1}{2}$ Teelöffel auf 1 Glas Zuckerwasser Empfehlung. Rademacher und Schulz fanden sie auch bei gewissen Formen des Keuchhustens wirksam. Gewarnt wird jedoch von ihnen vor der innerlichen Anwendung der Arnikatinktur bei bestehender größernervöser Erregtheit, bei Blutstauung, gastrischen Erscheinungen und großer Reizbarkeit des Darmsystems bei Erschöpfungszuständen.

Die Arnikablüten liefern bei der Destillation 0.07 bis 0.4 v. H. eines rötlich-gelben, bläulichgrünen oder blauen ätherischen Öles von stark aromatischem kamillenähnlichen Geruch und Geschmack. Als wirksamster Bestandteil der Arnikablüten dürfte das in diesen sich zu 4 v. H. vorfindende Arnicin, ein nichtglykosidischer Bitterstoff, dem angeblich die hautreizende Wirkung der Arnikapräparate zukommen soll, anzusprechen sein. H. Schulz nennt die Arnika ein lehrreiches Beispiel dafür, wie eine zweifellos mit hervorragender arzneilicher Kraft ausgestattete Pflanze in ärztlichen Mißkredit kommen kann. „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte“.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen](#)

Jahr/Year: 1929

Band/Volume: [1_1929](#)

Autor(en)/Author(s): Kroeber Ludwig

Artikel/Article: [Alpenpflanzen in der Volksheilkunde. 18-37](#)